

Die japanische Gefahr.

Je länger der Weltkrieg dauert, um so größer wird die Gefahr der japanischen Bundesgenossen den imperialistischen Verbänden, England und den Vereinigten Staaten. Und zwar wegen seiner kriegerischen Betätigung, die sich vornehmlich auf Ausdehnung seiner Macht im fernen Osten und auf die Eroberung aller ihm nur irgend erreichbaren Weltmärkte richtet. Aber auch den übrigen Genossen des Vierverbundes kommt der gelbe Bundesgenosse nicht ganz geheimer vor. Die italienische Presse bespricht sich in jüngster Zeit auffällig mit Japan und seinem wirtschaftlichen Aufschwung. In der „Roma“ kommt Enrico de Marias, nachdem er vieldeutend erklärt hat, daß er kein Thema mit Rücksicht auf die Japaner nur unvollständig behandeln könne, zu folgenden Feststellungen:

„Auf den amerikanischen und asiatischen Märkten ist es (Japan) in wenigen Monaten an die Stelle der anderen kriegsführenden Staaten getreten. Im südamerikanischen Handel nimmt es jetzt die Stelle von England, Deutschland, Frankreich und Italien ein und tritt schon in Wettbewerb mit dem dort an erster Stelle stehenden Nordamerika. Kaufleute, die jüngst aus Südamerika nach Europa kamen, erzählen von der fieberhaften Tätigkeit der Japaner, die nach Art der Deutschen langfristige Handelsverträge abschließen. Eine ähnliche Tätigkeit entwickeln sie in Britisch- und in Holländisch-Indien, in Indochina, in Australien und auf den Philippinen, indem sie neue Industrien schaffen und die verschiedensten europäischen Ausfuhrartikel durch ähnliche japanische Erzeugnisse, wie Spielzeug, Bierorten, Wolle und Baumwollgewebe, Kunstschulpenmattens, Geschirre usw. . . . Japan erwartet den europäischen Krieg, um aus ihm Nutzen zu ziehen, und sein Glück verbündete sich noch durch die russische Revolution, die mit ihrem Bezugsprogramm ganz zum Nutzen Japans anschließt, indem sie den Japanern neue asiatische Besitzungen schafft.“

Noch genauer in der Nachrechnung, die ganz ziffernmäßig vorgenommen wird, ist „Nauticus“ in der „Preparazione“: „Japan, heißt es dort, das vor dem Kriege Schuldner Europas war, ist jetzt nächst Amerika der größte Bankier geworden. Es hat seine Goldreserve von 330 Millionen Yen auf 850 Millionen Yen gebracht, hat Rußland 150 Millionen Lire, England 500 Millionen Lire geliehen, hat eine innere Anleihe von 40 Millionen Yen ausgegeben, 50 Millionen Yen in chinesischen Bahnen angelegt. 1916 hatte es einen Exportüberschuß von 750 Millionen Yen.“ Hinsichtlich der japanischen Auswanderung und der wirtschaftlichen Entwicklung, die ihr unmittelbar nachfolgt, stellt „Nauticus“ fest: „Bei Kriegsausbruch gab es in Ostasien 134 498 japanische Auswanderer, in Amerika 117 122, in Ozeanien 106 165, in Europa 1231. Die englischen Kolonien und Nordamerika haben deutlich zu verlieren gegeben, daß sie der japanischen Einwanderung einen Riegel vorschoben werden. Um so mehr betrachten die Japaner China und Südamerika als Ziel ihrer Auswanderung. Hauptmittel dazu ist die großartige Entwicklung ihrer Handelsflotte. Während noch im Jahre 1914 27 500 Tonnen in Japan gebaut und 177 298 Tonnen im Ausland gekauft wurden, ist im Jahre 1915 die Situation vollkommen umgekehrt: 28 081 kamen aus dem Ausland und 78 918 wurden in Japan gebaut. 1916 wurden sogar 300 000 Tonnen gebaut. Nach dem Kriege wird, aller Voraussicht nach, Japan über 2 Millionen Tonnen Schiffsraum verfügen, bei einem jährlichen Stapellauf von einer halben Million Tonnen. Diesen wachsenden Schiffsraum hat Japan zunächst dazu benutzt, den englischen Handel aus China zu verdrängen. In Südamerika ist das gleiche den nordamerikanischen Erzeugnissen gegenüber im Werke. In Peru und Brasilien hat sich die Zahl der Japaner bereits verdoppelt und steigt noch fortwährend. Mit großer Aufmerksamkeit, um nicht zu sagen, mit Sorgen, muß man die

stille Arbeit dieses Duffiders verfolgen, der für alle gefährlich wird.“

Noch deutlicher werden hin und wieder englische Zeitungen in ihren Äußerungen. Sie können es nicht vertragen, daß „Japan, während die Welt für Freiheit und Gerechtigkeit gegen Deutschland kämpft, auf eigene Faust die Dinge im Osten regeln will. Japan ist England zu Dank verpflichtet.“ — Nun ist aber die Sache die, daß alle Bundesgenossen dem hehren Beispiel Englands folgen und alles an sich bringen, was ihnen erreichbar ist. Das japanische Räufel wird den Bundesgenossen noch viel zu schaffen machen.

Verschiedene Kriegsnachrichten.

Fliegerleutnant Altmeyer gefallen.

Mit dem Fliegerleutnant Altmeyer, der am 27. an der Westfront im Luftkampf den Heldentod fand, ist einer der Besten der Jagdstaffel Nichteisen gefallen. Aus dem Feld-Regt. 62 hervorgegangen, in dem er am 30. März 1915, erst 19-jährig, zum Offizier befördert wurde, trat er am 29. März 1916 in die Fliegertruppe ein. Am 8. Januar 1917 erwarb er sich das Flugeingangsabzeichen. Trotz seiner großen Jugend wurde er bald einer der besten unserer Jagdflieger und würdig seines Lehrmeisters und Staffelführers. Der Heeresbericht vom 26. d. M. nannte ihn noch als Sieger über das 30. feindliche Flugzeug. Schon einen Tag später traf ihn die tödliche Kugel. Ein junges Heldentum ist ausgeblüht; aber er wird in unserer aller Herzen fortleben als einer der besten Söhne unseres Vaterlandes.

Die Lage des Vierverbundes.

In einer Besprechung der militärischen Lage weist das Wiener „Fremdenblatt“ auf die in der italienischen Armee und auch bei der italienischen Zivilbevölkerung zutage tretende Kriegsmüdigkeit hin, wie dies die in Mailand, Turin und Rom stattgefundenen Kundgebungen für den Frieden darinnen, sowie auf die wachsende Unzufriedenheit in der französischen Armee, deren wahrer Stimmungswind in der französischen Kammer durch die Worte „Der Soldat in Frankreich will den sofortigen Frieden“ Ausdruck gegeben habe, und sagt: „England, das die Fortsetzung des Krieges will, weiß immer Vernunft und Überlegung seiner Verbündeten zu erlösen durch ein Schlagwort, das gegenwärtig „Amerika“ heißt. Durch die Verbreitung von genauen Angaben über die von den Vereinigten Staaten zu erwartende Hilfe sollen die kriegsmüden Vierverbändler aufgemuntert werden. Da dies aber nicht genügt, soll die Kriegslust durch den Nachdruck genährt werden, indem durch die abenteuerlichsten Berichte über graumächtige Behandlung von Gefangenen in Österreich-Ungarn die Wüter der Vierverbände zu jähem Hass und blinder Rachsucht gegen Österreich-Ungarn aufgehetzt werden. Aber auch diesen wird Ermüchtung und Kampfmüdigkeit folgen. — Mit Bezug auf die etwaige russische Offensive stellt das Blatt fest, daß die Streitmittel Österreich-Ungarns an der russischen Front jetzt größer sind als im Vorjahre.“

Frankreich am Ende der Kraft.

In der englischen Presse beginnt jetzt eine merkwürdige Geringschätzung der weiteren militärischen Leistungsfähigkeit Frankreichs breitzumachen. So schreibt der Militärkritiker des „Observer“: „Auf Frankreich dürfe man nicht mehr rechnen, seine Truppen halten etwa 30 deutsche Divisionen auf und bedrohen Hindenburgs südliche Flanke mit Umgehung. Aber nachdem sie das Größte der deutschen Offensive im vorigen Jahre ausgehalten haben, ist nicht viel Menschenmaterial mehr übrig.“

„Nicht mehr zum Kampfe fähig.“

Edouard Raouffier schreibt in einem Artikel über Rußland in der „Semaine Littéraire“ u. a.: „In einem Punkt ist übrigens alle Welt einig — vom Fürsten Znow bis zum letzten Bauern

— nämlich darin, daß das Land in seiner gegenwärtigen Verfassung nicht mehr zum Kampfe fähig ist. Und wenn man sieht, daß man nur durch vieles Bluten von den in den Kriegsfabriken beschäftigten Arbeitern etwas Arbeit erlangt, und daß General Aljejew gezwungen ist, seine Truppen anzusehen, daß sie doch kämpfen möchten, so wäre es schwierig, anderer Meinung zu sein. Der Friede soll also ohne Verzug kommen.“

Der Sturm auf den Pöhlberg.

27. Mai 1917.

Fünf Gipfel trägt der gewaltige Felsblock vor Moronvilliers. Am rechten Flügel blüht der Cornillet nach der Stadt Reims hinüber. Unter Flügelmann ist der Pöhlberg. In der Aprilmitte hatte der Franzose seine Divisionen von der alten Admetstraße, die Reims und Chalons verbindet, an den Fuß der Berge vorgeschoben. Mit der rechten Ecke seines Heeres wollte Rivelle die Bergstellungen zerbrechen und dann, in die Ebene einbrechend, die Festung Reims von der umklammernden deutschen Faust befreien.

Allmählich wurden die Berge von den Granaten abgeschoren, die Stämme standen fast wie Streichhölzer, schließlich sah man nur noch hier und da ein Büschchen von Hölzern. Am letzten Apriltag brandeten dann noch einmal sechs französische Divisionen über die Höhen, aber der Gegenstoß der Mäler warf sie zurück. In Trichtern und verschütteten Grabenrinnen nißte der Feind sich ein und bisf sich an den Kuppen fest. Nächliche Handgranatenkämpfe und kleine Vorstöße wechselten hin und her. Der 20. Mai brachte dem Feinde endlich den Besitz des Cornillet und des Keilbergs. Auf dem Pöhlberg aber klammerten sich noch immer schwäbische Kompagnien dicht an die Kuppe und trotzten dem jüchterlichen, bei Tag und bei Nacht nicht ansiehenden Feind.

Da erlaubte der deutsche Armeeführer den Angriff auf den Pöhlberg. Er erlaubte ihn. Nur ein alter Kämpfer des Westens wird verstehen, daß ein Sturm nicht nur beschließen, sondern auch erlaubt werden kann. Nur die Männer, die tagelang in Löchern gelauert und ihre Leiber vor Eisen und Gas gedeckt haben, empfinden das Glück, stürmen zu dürfen und dem unjählichen Feind auf die Schultern zu springen. Seit Tagen schon arbeitete die deutsche Artillerie auf dem Pöhlberg. Unsere Flieger lenkten die schweren Granaten auf die Unterstände und Maschinengewehre.

In der vierten Morgenstunde des 27. Mai wackten die deutschen Batterien die französischen Kanoniere auf. Bald hatte sich eine tödliche Gaswolke über die feindlichen Batterienester gehüllt. Die Schwaben und die Auslesesten vom Sturmabteilung laueren schon in den Trichtern der Ausgangsstellung. Da zückten die grünen Alarmraketen der Franzosen hoch. Matt regten sich die behäuteten Franzosenbatterien; weit hinter unsern Sturmtruppen klachten und fragten ein paar Duzend Schüsse ein. Nun begann die deutsche Artillerie ihre Zerföhrungsarbeit. Schuß auf Schuß stürzte sich in die Gräben der Franzosen.

Von 8 bis 9 Uhr ralle das Trommelfeuer über die Schwaben hin, die schwermetend, zwei Saß mit Handgranaten um den Hals, Gewehr auf dem Rücken dalagen und lauerten. Um 9 Uhr machte die letzte deutsche Artilleriewelle einen weiteren Sprung nach vorn, und mit einem Saß erhob sich die Sturmwele und rannte hinüber. Am Dsthang sprang die linke Flügelpompagne ins Franzosenfeld, früher ein mit Mitrailleusen gespicktes Bollwerk, jetzt ein Haufen Erde mit Trümmern und Leichen. Aus den verschütteten Löchern trochen die halbtohen Besatzungsleute. Ohne viel zu wimmern, begaben sie sich in die deutschen Gräben und verschwanden. Für die Schwaben aber hieß es, über die Höhe hinauszufürmen, unter einem fallenden Dach von deutschen Granaten. Da regten sich links im Grunde Maschinengewehre. Schnell hinlegen, einbüdeln und Schützenfeuer! Am rechten Flügel war ein tüchtiges Maschinengewehr am Dsthang des benachbarten Keilberges lebendig geblieben und ratterte wie toll aus der Flanke. Nun hoben

sich die Gruppen nach der Mitte zusammen und liefen mit dem Zentrum gegen die Bergkuppe an. Nirgend Widerstand mit der blanten Waffe; ein Schrei in einen heilgebliebenen Stollen genigte, und die Franzosen trabbelten heraus und hüpfen, als müßte es so sein, in die deutschen Linien. Die vergallten Franzosenbatterien gaben nur ein mattes Sperrfeuer. Nechß an Keilberg tratterten Gewehre und dumpfe Handgranaten. Die Thüringer, die von drüben den Angriff der Schwaben beobachteten, hielt es nicht mehr in den Gräben, sie nahmen ohne Befehl die feindlichen Stellungen.

Zweimal lief der Feind am Vormittag gegen den Berg an. Stehend freihändig feuerten die Schwaben. Das mittlere Bataillon verlor seinen alten, geliebten Führer. Der Nachmittag glähte über erbitterten Einzelkämpfen; erst mit der Dämmerung kam die Ruhe. Am dem flankierenden Feuer zu entgehen, legten die erfahrenen Kompagnieführer die endgültige Linie dicht hinter dem Höfentamm fest. Über 300 Gefangene wurden eingebracht. Die Beute betrug 5 Maschinengewehre, 10 automatische Gewehre, 1 Grabengeschütz. Die Gefangenen waren völlig entwert. „Lieber Selbstmord begangen, als nochmal solche Stunden erleben!“ sagte ein Leutnant. Mehr als die Hälfte der Besatzung war den deutschen schweren Kalibern zum Opfer gefallen, die die betonierten Unterstände wie Glas zertrümmert hatten. Es waren Schwaben, junge, kräftige Burken, aber so zermürbt, daß sie bis zur Nacht die gebotene Nahrung verweigerten.

Politische Rundschau.

Deutschland.

* Das österreichische Kaiserpaar ist in München zum Besuche des bayerischen Hofes eingetroffen. In der Begleitung des Kaisers befand sich der Minister des Auswärtigen, Graf Czernin. Der Besuch dauerte mehrere Stunden. Dann fuhr das Kaiserpaar nach Wien zurück.

* In der letzten Bundesratsitzung gelangten zur Annahme: der Entwurf einer Bekanntmachung über die Geltendmachung von Ansprüchen von Personen, die im Ausland ihren Wohnsitz haben; der Entwurf einer Bekanntmachung, betr. die Fristen des Wechsel- und Scheckrechts für Esch-Verkehr; der Entwurf einer Bekanntmachung über den Handel mit Tabakwaren; der Entwurf einer Bekanntmachung über die Kartoffelverföhrung des Wirtschaftsjahres 1917/18 und der Entwurf einer Bekanntmachung über die Herstellung von Zigaretten.

Österreich-Ungarn.

* In Budapest fanden Straßenkundgebungen für das Wahlrecht statt, bei denen der Pöbel Auschreitungen beging. Die Ruhe konnte erst wieder hergestellt werden, nachdem die Polizei eine Anzahl Verhaftungen vorgenommen hatte. Im Abgeordnetenhaus erklärte ein Regierungsbetretter, das Kabinett Esterhazy stehe und falle mit der Wahlreform.

England.

* Die Friedensvorschläge der deutschen Sozialisten werden von der englischen Presse lebhaft besprochen und finden einstimmige Ablehnung. Der „Scottsman“ schreibt in einem längeren Artikel: „Die Friedensvorschläge der deutschen Sozialisten müssen den Friedensstiftern anderer Länder einschließlich Englands die Nutzlosigkeit, Mahrheit und Gefahr vor Augen führen, die darin liegt, daß man hien Krongez auf der vorgeschlagenen Grundlage und mit den beteiligten Wätern abhalten läßt. Einige Vordräge der Scheidemannschen Gruppe wirken hauptsächlich durch ihre kolossale Unwissenheit und Unverschämtheit. Französische Sozialisten werden verstehen, daß keine Erörterung mit feindlichen Agenten möglich ist, ehe nicht Deutschland vollständig besiegt ist.“

Wien.

* In Tokio ist eine Abordnung der Vereinigten Staaten eingetroffen, um die gemeinamen Kriegsziele Amerikas und Japans endgültig festzulegen.

Friede Sörrensen.

Roman von S. Courths-Mahler.

(Fortsetzung.)

„Hast du Zeit zu einem Plauderständchen, Friede, oder bist du dringend beschäftigt?“ fragte sie, Friede forschend betrachtend.

„Die letzte Zeit ist gegenüber in die Sofaecke. Ich kann sehr wohl ein Stündchen feiern, Lizzi, wenn ich dir Gesellschaft leisten soll.“

„Ach ja, tue das. Wir sind noch gar nicht recht zum Plaudern gekommen. Immer hast du zu tun. Weißt du, das hielte ich nicht aus, so den ganzen Tag auf den Beinen, immer arbeiten, immer den ganzen großen Betrieb am Fäden haben.“ Friede lächelte.

„Mir macht das nichts. Ich fühle mich frisch und kräftig dabei. Und die Arbeit macht mir Vergnügen.“

„Nun, jedenfalls weißt du wohl, wofür du bist. Die Molkerei wirkt wohl einen enormen Gewinn ab?“ fragte Lizzi scheinbar leichthin, aber ihre Augen bekamen einen gespannten Ausdruck.

Friede wußte sich denselben sehr wohl zu denken. Es zuckte einen Augenblick auf in ihren Augen. Dann sagte sie ruhig:

„Mit dem enormen Gewinn ist es nicht so weit her. Der Betrieb ist mit großen Spelen belastet, ich bezahle meine Leute gut, sie sollen wissen, wofür sie arbeiten. Für mich selbst bleibt Wen nicht viel.“

„Aber sag mir einmal, Friede — wenn du so wenig verdienst, ist es da nicht ein großes Opfer für dich, das du uns in so arbeitsreicher Weise bist?“

Lizzi betrachtete es zwar im Inneren als selbstverständlich, daß ihr Friede diese Hilfe angedeihen ließ. Da sie aber nicht anders zum Ziele kam, Friedes Verhältnisse zu erforschen, so bequeme sie sich sogar dazu, Friedes Opfer anzuerkennen.

Friede sah auf ihre schlanken, schönen Hände herab, die durchaus nicht etwa Spuren harter Arbeit trugen.

„Ich brauche für mich selbst sehr wenig. Du siehst ja, wie anspruchslos wir hier leben und wie sparsam. Selbst Mut muß für ihren Unterhalt eine Arbeit leisten. Aber aus dem Ertrage der Molkerei würde ich auch den Zuschuß nicht zahlen können. Du hast wohl neulich bei Volkmar zufällig gehört, daß ich einige Grundstücke verkauft habe? Das Geld habe ich festgelegt in sicheren Papieren — und die Zinsen davon — die bekommt ihr.“

Lizzi rechnete hastig aus, wie hoch sich dieses Vermögen dann belief. Wenn man dann noch die Molkerei dazu rechnete — diese konnte später, wenn Friede nicht mehr war, verkauft werden, dann kam immerhin ein ganz hübsches Vermögen zusammen.

„So, so, auf diese Weise ist es dir möglich, uns den Zuschuß zu zahlen“, sagte sie in Gedanken noch halb bei ihrem Gemüsel. „Nun, zur Molkerei selbst gehört doch auch noch ein stattlicher Grundbesitz. Wenn du alles verkaufen würdest, das brächte noch viel Geld.“

Friedes Augen blühten auf. Bis jetzt hatte sie noch keine direkte Unwahrheit gesagt. Sie zahlte tatsächlich den Zuschuß aus dem Zinsertrag ihres Vermögens, wenn dieser damit auch

bei weitem noch nicht erschöpft war. Und wenn sie sagte, die Molkerei brächte wenig ein, so war dies wenig doch ein behabarer Begriff. Sie verschwieg nur, daß sie von dem Ertrage der Molkerei Jahr um Jahr neue Grundstücke angekauft und den Betrieb vergrößert hatte. Da aber nur Lizzi so beharrlich beim Ausfragen blieb und durchaus erforchen wollte, was ihr aus dem Erbe einst für Nutzen erpriesen würde, so ergrimmte Friede innerlich und sie lächelte ihr nun eine direkte Unwahrheit auf, um sie zu enttäuschen.

„Wenn ich die Molkerei auch verkaufen wollte, wäre mir gar nicht geholfen. Sie ist mit Hypotheken sehr stark belastet.“

Lizzi erschrak. Das hatte sie nicht erwartet. Ihr kühnes Gemüsel stimmte also nicht. Sie hatte natürlich angenommen, daß die Molkerei Friedes schuldenfreier Besitz sei.

„Du hast Hypotheken aufgenommen?“ fragte sie entseht.

„Ja, ungefähr in der Höhe des Wertes.“

„Aber, mein Gott, weshalb hast du sie nicht abzutragen versucht, wenn du doch einiges Vermögen hast?“

„Sehr einfach, weil ich — nicht konnte. Das Vermögen, wie du es nennst, habe ich erst in den letzten Jahren aus den verkauften Grundstücken gelöst. Wenn ich jetzt damit Hypotheken löschen wollte, würde ich auch eben den Zuschuß nicht von den Zinsen zahlen können.“

Friede, die wahrheitsliebende, grundehrliche Friede, wurde nicht einmal rot bei diesen Unwahrheiten. Und nicht einen Moment jügte sie Gewissensbisse.

In Lizzis geschäftstündigem Vordentpfehen aber drehte sich das eben Vernommene wie ein Kreisel.

„Mein Gott, Friede, das ist ja — nein — das hab' ich mir alles ganz anders gedacht.“ stieß sie fassungslos hervor. „Wie konnte ich denn denken, daß du so — so selbstlos bist — nein wirklich, Friede, das muß ich sagen. Wenn die Dinge so liegen, dann müßten wir dir doppelt dankbar sein — dann gibst du uns ja alles, was du erörigen kannst! Denn was die Molkerei bringt, das brauchst du wohl als Hypothekenzinsen.“

Nun wurde Friede doch etwas verlegen.

„Ach laß doch, Lizzi! Dankbarkeit beanspruche ich gar nicht. Aber es ist wohl ganz gut, daß du nun Bescheid weißt, nicht wahr? Du siehst doch nun ein, daß ihr auskommen müßt mit dem, was ich euch gebe, du und auch Hans. Du schärfst ihm das noch besonders ein, nicht wahr? Solche Extraausgaben, wie unlich die tausend Mark, dürfen sich nicht wiederholen.“

Lizzi seufzte. Sie hatte im stillen schon sehr stark an derartige Wiederholungen gedacht. Damit war es nun freilich nichts.

„Natürlich, Friede, es wird sicher nicht wieder vorkommen.“ sagte sie sehr kleinlaut.

Lizzi war sehr deprimiert. Die erwartete glänzende Erbschaft, auf die man wohl gelegentlich eine hübsche Summe aufnehmen konnte, erwies sich als sehr bescheiden. Das war eine bittere Enttäuschung. Nun hatte sie die sehr reif gewinnliche Aufführung. Wenn doch nur nun wenigstens Hans' Hoffnung sich erfüllte und

Doktor Volkmar um ihre Hand anhielt!